



Das Kreuz der Glasbläser



Echte Hand- oder besser gesagt Mundarbeit ist das Glasblasen. Marcus Hackl aus dem Bayerischen Wald ist einer der wenigen Meister seines Faches

Text: Julius Schophoff **Fotos:** Gabi Schönberger

Ausgeformter Glaskörper:
Bis er etwas abgekühlt ist,
muss Marcus Hackl zur
Stabilisierung dagegenblasen



Die glühende Glasmasse wird in dem sogenannten Wulgerholz vorgeformt

Dem Mann, der sich den fauchenden Gasflammen nähert, rinnt der Schweiß über die tiefrote Stirn. Mit seiner Glasmacherpfeife greift er nach der flüssigen Glut, die heißer ist als Lava. „Schütze deine Hände!“, warnt ein altes Metallschild über der Öffnung des Ofens, doch Marcus Hackl denkt nicht daran, Handschuhe zu tragen: „Zum Glasmachen braucht man Fingerspitzengefühl!“ Wie zum Beweis zeigt er die dicke Hornhaut seiner Hände: „Brandblasen kriegt man nur in den ersten Jahren.“

Von einer Leuchttafel prangt das Motto seiner Zunft: „Es ist ein unendlich Kreuz, Glas zu machen.“ Von zehn Lehrlingen, so sagt man, werden nur zwei gute Glasmacher. Marcus Hackl, 42, ist einer von ihnen. Die Glasfachschule Zwiesel im Bayerischen Wald, an der er als 15-Jähriger begonnen hat, ist eine der letzten, die für diesen Beruf ausbilden – Nachwuchs für ein Handwerk, das nur deshalb noch nicht ausgestorben ist, weil es zu schwierig ist, um von Maschinen übernommen zu werden.

Die Glashütte ist die älteste Deutschlands: Seit 1568 ist die Manufaktur von Poschinger in Familienbesitz. Hüttenherr Benedikt Freiherr von Poschinger führt das Gut im Bayerischen Wald in der 15. Generation. An der Art, Glas herzustellen, hat sich in den Jahrhunderten wenig geändert. Neu ist die Konkurrenz der Massenproduktion. Deshalb konzentriert man sich hier mehr auf Spezialanfertigungen und Einzelstücke, geblasen, gedreht und gedreht in Handarbeit.

Glasmachermeister Marcus Hackl blickt auf das Regal mit den Neuaufträgen: zwei zerbro-

chene Winkelche, ein zersprungener Lampenschirm, eine grün-blau gestreifte Schale mit silbernem Entenkopf, die der Kunde genau so nachgebaut haben möchte. Auch nach 27 Jahren im Beruf weiß Hackl zuweilen nicht, wie er es angehen soll. „Manchmal muss ich erst einmal ein, zwei Tage darüber schlafen“, sagt er.

Früher fraßen sich die Glashütten tiefer und tiefer in die Wälder

Während Hackl nachts im Bett von der Lösung für die Entenschale träumt, läuft der Glasofen auf Hochtouren. Wenn andere schlafen, schütten die Schmelzer Nachschub in die Häfen, so heißen die regentonnengroßen Kessel im Inneren des Schamottofens. Quarzsand, Soda, Pottasche und Kalk – das sind die vier Rohstoffe des Glases. Heutzutage werden sie als fertiges Gemisch geliefert, zu Zeiten von Hackls Großvater, einem Schmelzer, wurde der Quarzsand noch in den gutseigenen Bergen abgebaut.

Die traditionelle Glasstraße, an der die Hütte der Poschingers liegt, verläuft nicht zufällig quer durch den Bayerischen und Oberpfälzer Wald. Als die Öfen noch mit Holz befeuert wurden, war schnell die ganze Umgebung gerodet. Alle 20 bis 30 Jahre zogen die Glashütten weiter, immer tiefer in den Wald hinein. Die Zeit der Wanderhütten endete erst, als die Eisenbahn Kohle brachte; heute strömt Erdgas durch eine Pipeline.

Nach zehn Stunden bei 1500 Grad ist das Glas flüssig. Der Schmelzer hat jetzt Feierabend. Nun kann sich Hackl an die Arbeit machen: die Reproduktion eines länglichen, gerif-



In einem Holzmodell erhält das Glas seine endgültige Gestalt. Bei großen Objekten geht das anfangs nicht ohne Pressluft



Fast fertige Glasschale:
Der Deckel muss noch
abgesprengt werden



felten Lampenschirms. Mit seinem wichtigsten Werkzeug, der Glasmacherpfeife, einem eineinhalb Meter langen Rohr, entnimmt er der glühenden Masse eine golfballgroße Ladung. Er wälzt sie auf einer Eisenplatte und bläst eine kleine Luftblase hinein. Dann taucht er sie wieder in den Hafen und noch einmal – bis er so viel Glas hat, wie er braucht. „Die Kunst beginnt schon damit, die richtige Menge zu fassen zu kriegen“, erklärt er.

Er pustet in das Mundstück seiner Pfeife und dreht die wachsende Glaskugel in einem Wulgerholz, einem großen, nassen Buchenlöffel. Sobald der Lampenschirm seine ungefähre Gestalt angenommen hat, kommt die Maßarbeit. Schon am Vortag hat der Formendrechsler die Rundungen des Schirms millimetergenau ins Innere eines aufgeweichten Holzblocks gedreht. Der Buchenstamm schwamm zuvor ein halbes Jahr lang in einem Weiher des Gutshofs.

Am Ende bleiben manchmal doch nur Scherben

Hackl lässt den noch einmal erhitzten Glasschirm in den Holzblock ein und bläst mit dicken Backen in die Pfeife, die zwischen seinen Fingern rotiert. Die Dampfschicht zwischen heißem Glas und nasser Holzwand sorgt für die glatte, durchsichtige Oberfläche.

Zuletzt kommt das Schwierigste: die Rillen der Lampe. Die Glasmacherpfeife, an deren Spitze der Schirm noch immer hängt, wird in eine historische gusseiserne Spinnmaschine gespannt. „Wie alt die ist, weiß nicht mal mein Opa“, sagt Hackl. Einer seiner Kollegen dreht das Kurbelrad, ein anderer eilt mit einer Ladung Flüssiggas heran. Hackl zieht einen haardünnen, glühenden Faden heraus und legt ihn gleichmäßig auf den rotierenden Lampenschirm. Kurz vor Ende verrutscht ihm der Faden – der Schirm ist unbrauchbar. „Bei manchen Gläsern

klappt es erst beim dritten oder vierten Mal“, sagt er. Dann schiebt er seine Pfeife in den Ofen – und die Prozedur beginnt von vorn.

Den ganzen Tag lang hasten Hackl und seine drei Kollegen schwitzend vor dem glutheißen Ofen hin und her, gehetzt von der schnell erstarrenden Glut. Schon im nächsten Moment brauchen sie eine ruhige Hand und einen gleichmäßigen Atem, um filigrane Gläser zu blasen. Und am Ende bleiben manchmal doch nur Scherben – Altglas, das in der kommenden Nacht wieder in die Häfen geschüttet wird.

Doch der nächste Anlauf mit dem Faden gelingt. Hackl schlägt den Lampenschirm behutsam von seiner Pfeife und legt ihn in den Kühl-ofen. Ein Laufband trägt ihn im Schnecken-tempo durch die lastwagenlange Maschine, in drei Stunden kühlt er schrittweise von 500 Grad auf Zimmertemperatur. Ginge es schneller, würde er zerspringen. Später wird er von Hackls Kollegen noch geschnitten und geschliffen, dann ist er fertig.

Gesprochen wird am Glasofen kaum. Dafür aber gesungen, gepfiffen und sogar gejodelt. So sehr es ein Kreuz ist, Glas zu machen, so sehr scheint es den Männern auch nach Jahrzehnten der Arbeit noch Spaß zu bereiten.

Es ist Freitag, 17 Uhr. Seit zwei Stunden ist eigentlich Feierabend, doch Marcus Hackl steht noch immer am Glutofen und gießt gläserne Aufsätze für seinen Gartenzaun. Ein Mitarbeiter formt Briefbeschwerer mit roten Blumen und blauen Pferdeköpfen. Schinden heißt diese Tradition der freiwilligen Überstunden, in denen sich jeder sein eigenes Glas blasen darf. Passender könnte der Ausdruck kaum sein.

» **Kontakt:** Freiherr von Poschinger
Glasmanufaktur, Moosauhütte 14, 94258 Frauenau;
Tel. 0 99 26 / 9 40 10; www.poschinger.de

Einen glühenden Faden um
das rotierende Glas zu legen,
erfordert eine ruhige Hand